

Die Sage von der Teufelsmühle am Hohen Stein

Der Hunger kroch heimtückisch durch die Täler und über die Berge. Im Gefolge seiner schleichenden, mörderischen Schwester, der Pest, die ihren tödlichen Hauch über Höfe und Dörfer legte. Wer konnte, floh in die Wälder. Lichtscheues Gesindel drückte sich voll Habsucht, die stärker war als die Furcht vor dem Tode, und voll Raubgier in die verlassenen Wohnstätten, schlug sich die Wämste voll, stahl die Habseligkeiten, lud die Fracht auf Karren und trieb das Vieh weg. Die zurückbleibenden Todgeweihten und Leichname widersetzten sich nicht. Leer, still und öde standen Hof und Haus, wenn sich die Plünderer verzogen. Nur Seufzer und das Röcheln des Todes unterbrachen die schaurige Ruhe. Felder und Gärten verwilderten, Hirsch und Wildsau, Wolf und Bär konnten ungestört vernichten, was die räubernden Mitmenschen ihren Brüdern in Christo übriggelassen hatten. Und als der schwarze Tod so geheimnisvoll schwand, als er gekommen, da streckte der blutige Krieg seine würgende Kralle über die unglückliche, trauernde Heimat. Der Osten spie wieder einmal mordende, sengende und brennende Horden in die Waldmark. Und dann war es stille, sehr stille geworden in der Heimat. Viele Sippen ausgestorben, geflohen, in die Sklaverei verschleppt, die Dörfer verlassen. Öden, wo man hinsah. Und Jahre vergingen, die Alten waren dahin. Spärlich sickerten neue Ansiedler, neue Sippen, neue Namen ins Land. Es gab nichts zu wohnen, nichts zu essen und der herrschaftliche Fronvogt nutzte seine Zeit. Für ihn war sie nicht böse. Er kaufte oder nahm die Öden in Besitz, zwang die halbverhungerten Holden zum Aufbau in Robot und verkaufte die neuen Höfe zu Wucherpreisen. Es war Hungersnot! Der Waldbauer gab seinen Acker für einen Laib Brot, ein anderer seine Wiese für ein Schmalzkoch! Viele aber hatten nichts mehr zu geben.

Ein abgehärmtes, mageres Weiblein mit hungrigen Kindern hauste zu jener Zeit in einem einsamen Stübel an den Hängen des Hutwisch. Inmitten der weitgedehnten, düsteren Forst des Wolfbichels duckte sich das bemooste Strohdach unter der Last der Jahre. Die modernden Holzwände, in deren Balken der Wurm fraß, neigten sich wie in Demut und so sah die alte Hütte drein, als wollte sie voll Trauer und Scham versinken. Die Pest und die Türken hatten dieses im tiefen Wald verborgene Häuslein nicht gefunden, der Hunger aber kam geschlichen. Da war kein Forst zu finster, keine Schlucht zu tief. Dieser ungebetene Gast mied die Häuser der wenigen Reichen, er suchte die Hütten der Armen, und er fand sie alle und mit ihm kam sein Bruder, der Tod. Das letzte Stück Brot war weg, das letzte Schäufelchen Mehl zusammengekratzt und in die Suppe gewandert. Nun stand man am Ende. Die Kinder schlummerten einem trostlosen Tag entgegen. Die hungrigen Schnäbel würden nichts zum Beißen haben, und die Mutter lag wach mit ihren Sorgen und ihrem Jammer. Sie sah keinen Weg, des Lebens Notdurft zu schaffen.

Ihre Gedanken wanderten wie im Traum zurück in die Zeiten, da der Vater der Kleinen noch lebte und Sorge trug ums liebe Dasein. Die Bilder huschten vorbei, zurück zur Kinderzeit, als die Alten erzählten von Rittern und Räubern, von Zwergelein und Hexen, von Wölfen und Unholden, die die Gegend unsicher machten, und vom Teufel, der beim „Hohen Stein“ sein Unwesen trieb. „Der Hohe Stein“, das war Luzifers Kanzel, von der er seine satanischen Predigten um die Mitternacht in den Hexensabbat sandte. Gleich nebenan, am ruhig dahinplätschernden Erlenbach, lag eine alte Mühle, „Teufelsmühle“ genannt. Um den bei Tag so einsamen Ort, spukte in der Geisterstunde Beelzebub mit all seinem schaurigen Gezucht. So war es nicht ratsam, um diese nächtliche Zeit den „Hohen Stein“ und die „Teufelsmühle“ zu besuchen. Die Teufelsmühle!

Unser Mütterlein sah im Traum den hinkenden Müller Korn aufschütten, sah den drehenden Stein, sie hörte das Geklapper der Räder und fuhr aus dem Schlaf. Ob sie dort wohl Mehl für sie und ihre hungernden Kinder erbitten könnte?

Sie nahm all ihren Mut zusammen, schlich durch die Haustür hinaus, fort durch die düstere Finsternis, immer fort, hinunter zur Mühle des Teufels. Beflügelten Schrittes eilte sie die Pfade, sie hörte die Rufe des Nachtgelichtes, den heiseren Schrei der Raubtiere und das Grauen kroch ihr durch die Knochen. Doch alle Furcht, alle Angst, alles Grauen überwand die Liebe, die Sorge der Mutter. Da hörte sie den

Bach plaudern, sie war im Tal. Der Mond lugte durchs Gewölk und leuchtete ihr durch die wilde Schlucht. Da – das Herz stand ihr Stille – hörte sie das Klappern eines Mühlrades. Wirklich! Ihr Ohr trog sie nicht! Zaghaften Schrittes ging sie weiter, und alsbald sah sie das Rad, das sich ruhig im rauschenden Gewässer drehte. Die Tür stand offen und im Licht der Mahlstube stand der krumme Müller und schielte auf das Weib. Dieses stand still und hielt die Hände über der Brust, das Herz klopfte bis an den Hals, und das Mütterlein konnte kein Wörtchen hervorwürgen. Da fasste der Müller die Schaufel und hob Mehl, weißes herrliches Weizenmehl in eine Truhe. Die weiße Gottesgabe flimmerte in den Augen und feiner Duft stieg auf, als wäre es Weihrauch. Da vergaß das Weib die Teufelssage, es sprang in die Mühle und fiel auf die Knie. Und sonderbar, der Krumme fragte nicht, er sagte nichts, er tat gar nicht böse. Stumm nahm er einen Sack und füllte Schaufel auf Schaufel des kostbaren Mehls hinein, bis der Sack prall und schwer vor der Mutter lag. Die aber wusste nicht, wie ihr geschah. Sie wollte danken, doch es begann alles zu kreisen und zu schwirren, der Frau schwindelte. Die Lider sanken und die Sinne schwanden. Wie lange, dass wusste sie nicht. Als sie erwachte und verwundert auf sah, stand der Fels grau, geborsten und bemoost, finster und einsam in Farnen und wilden Rosen, und die uralten, verwitterten Tannen schwangen ihre lichten Greisenbärte im Morgenhauch. Vor ihr aber lag der weiße volle Sack. Langsam kam die Erinnerung und mit ihr die Freude. Und mit dieser pulsten die Kräfte wieder im Blut. Die erste Freude nach Jahren des Trübsal. Sie machte einen Schlitten aus Tannenästen, band den Sack mit Birkenreis fest und zog bergauf, dass die Schweißperlen tropften. Schwere Arbeit war's und schier unheimlich das Gewicht des Mehles. Doch mit diesem stieg ihre Kraft, und mit dem ersten Sonnenstrahl zog sie den Sack in ihre Hütte. Eitel Jubel begrüßte sie, bald kam ein Frühstück auf den Tisch und froh schmatzen hungrige Mäuler eine kräftige Suppe. Und rissen Augen und Ohren auf, als die Mutter erzählte. Dann ging's ans Kneten und Backen und endlich lagen goldig, knusperig und duftend die ersehnten Laibe auf der Truhe. Weiß glänzten die köstlichen Schnitten, welche die Kinder nur vom Hörensagen kannten, und ein halbes Brot schwand im Nu in die leeren Bäuchlein. Die Mutter schnitt wieder eine Scheibe und noch eine Scheibe, da knirschte das Messer auf etwas Hartem, es blitzte hell und gleißend im Brot, und klingend sprang ein Goldstück auf den Tisch, rollte im Kreis und legte sich bedächtig in seiner ganzen Pracht vor die staunenden Augen. Still und stumm verfolgte man das Spiel, dann aber brach der Jubel los. Man drehte und beguckte nach allen Seiten, es war gutes, rotes Gold! Die Kinder jauchzten ihre Freue in die vier Wände, der Mutter aber standen die Augen voll Tränen. Nun konnte sie Leinen kaufen und Schuhe und Wolle. Sie eilte fort und kam reich beladen mit Kostbarkeiten heim. Und als der zweite Laib zerschnitten war, glitzerte wieder das Gold! Nun waren das Elend und der Hunger gebannt, denn jedes Brot hatte einen goldenen Kern.

Bald kam diese Sache einem alten Wucherer und Leutschinder zu Ohren. Der wusste nicht, dass das Mütterlein ganz zufällig die gute Stunde erwischt hatte, da der Teufelmüller günstig gesinnt war. Dieser Geldsack wurde nicht getrieben durch die Liebe, sondern durch schnöde Habsucht, die in herzloser Gier nach Schätzen fahndete. Dieses Männlein mit dem verdorrten Herzen schlich nun eines Nachts in den Wald und gegen den Hohen Stein zu. Finster war es, die Käuzchen riefen und schwebten im Mäusefang. Fern hörte man das raue Geheul des Wolfes, doch die Gier nach Gold und Gut und Geld überwand das Grauen der Nacht. Der Mann stolperte auf den rauen Waldsteigen, Dornen rissen Wunden und Zweige peitschten ihm ins Gesicht. Keuchend eilte er weiter, bachaufwärts in die düstere Schlucht der „Teufelmühle“. Der Bach rauschte wild durchs Tal und sein Wasser und Felsgestein hemmten den Schritt. Mühselig, in Schweiß und schlotternd vor Angst wankte der Alte durch die Finsternis. Da stand er plötzlich vor dem Fels, dem „Hohen Stein“, der sich unheimlich und schwarz gegen den düsteren Himmel abhob. Die Mühle stand still, nichts rührte sich. Doch war es nicht, als ob eine dunkle Gestalt vom Fels herunterrutschte und verschluckt wurde von einem klaffenden Spalt, der das Gestein zerriss? Und war es nicht, als ob sich der Fels langsam in rollendem Getöse bewegte, der Riss sich langsam öffnete und der böse Schlund im roten Licht der Unterwelt grinste? Dämpfe wirbelten als der üble Atem der Hölle, Kobolde und Unholde krochen geräuschlos umher, ihre Fratzen lugten von den bemoosten Ästen, unter den Farnwedeln, aus den Felsenlöchern. Doch was leuchtete tief im Grunde des Steinmaules, das sich hier aufgetan? Rotes Gold! Die Knochenhände zuckten in Gier, die Habsucht trieb, und die Augen ließen nicht ab vom

gleißenden Haufen. Willenlos wurde die trockene Wucherseele angezogen vom grauenvollen Schlund, in dem das Gold lockte. Schon reckten sich die Arme nach dem edelsten Metall. Da trat ein dunkler, düsterer Schatten hinkend vor den Schatz. Der Teufel? Beelzebub? Abschätzend ließ der geriebene Höllenfürst seinen Blick über den verdorrten Geizhals gleiten. Eine knusprige Seele war das gerade nicht, noch eine Teufelsleckerei. „Gott behüte!“ Entsetzen und Habsucht kämpften einen kurzen Kampf, die Gier siegte, und der Wucherer schlug die Knochenfaust gegen Luzifer. Da hob der Satan den Pferdefuß, ein Krachen und Schmettern, und der Geizhals flog in Rauch und Schwefel in die dunkle Nacht. Mit dumpfem Gebrüll schloss sich der Fels. Erst nach langer Zeit fand man Knochen und einen grinsenden Schädel!

Nachtrag: Diese Sage hat Direktor Othmar Zoaralek (1890 Lehrer in Schönau) aufgeschrieben und sie uns erhalten. 1977 baute der Altbauer vom Stroblhof, Herr Josef Kager, beim Hohen Stein die anmutige „Teufelsmühle“. Überarbeitung, Bgm. Feri Schwarz, 10/2023.